

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 40 (1964-1965)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Metaphysik auf der Farm  
**Autor:** Marti, Fritz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1074450>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

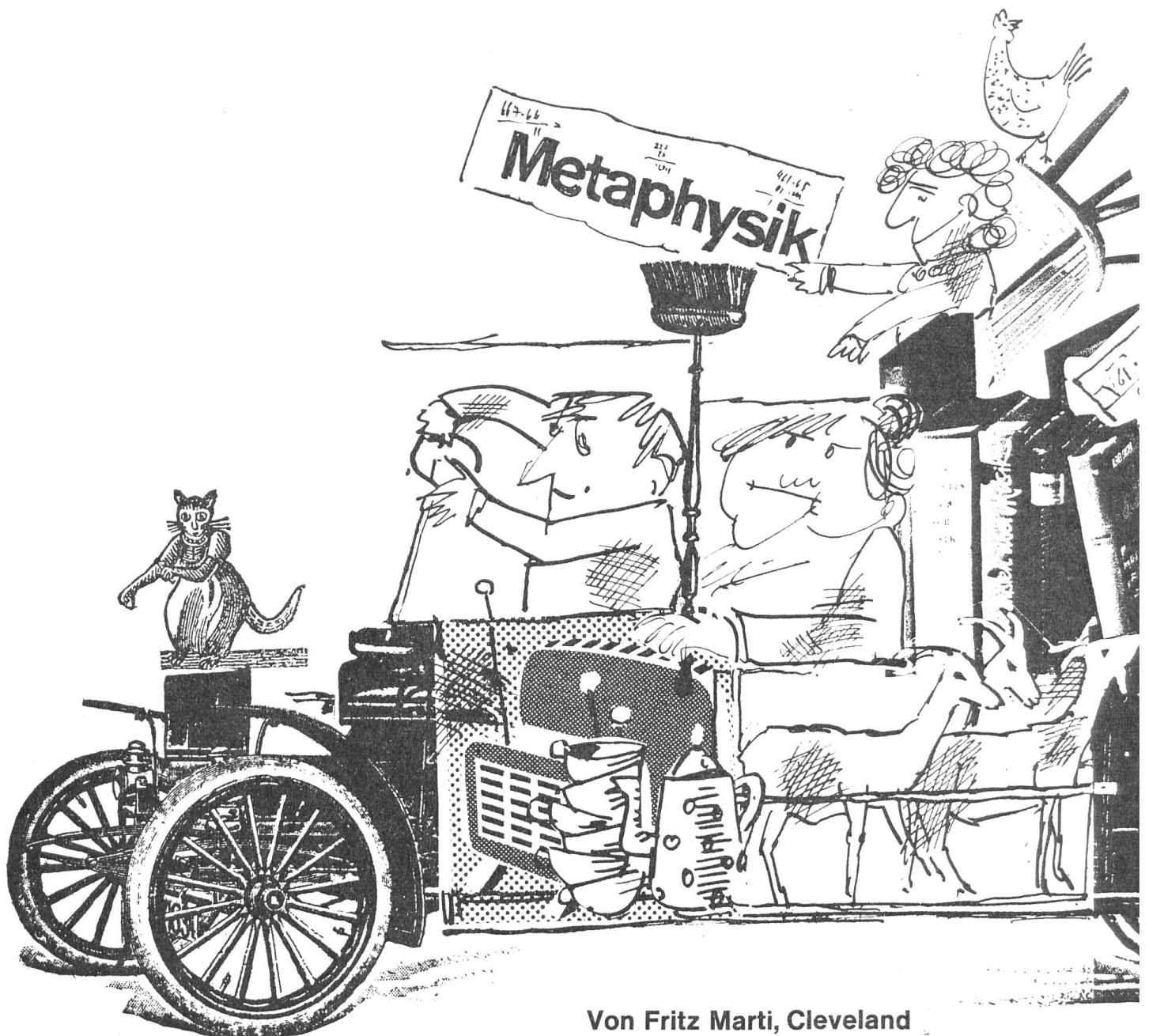
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Von Fritz Marti, Cleveland

Man hat unseren Mut gerühmt. Aber wenn man ins Wasser gefallen ist, so braucht man keinen Mut, sondern man fängt an zu schwimmen, so gut es eben geht. Und wenn man für das eigene Halbdutzend Kinder keine rechte Schule findet, so muß man wohl oder übel selber eine anfangen. Und das Geld dafür und die Lehrer muß man eben finden.

1943 bekam ich einen Ruf für eine einjährige Gastprofessur an die Universität von Chicago. Nach deren Ablauf verkauften wir unser Haus in einem hübschen Hain in Chevy Chase, einem Vorort von Washington, weil jedermann auf das Ende des Krieges ein rapides Fallen der Grundstückpreise erwartete. Der Gewinn war aber so erfreulich, daß wir davon ein Jahr leben konnten! – Also mieteten wir dreißig Kilometer nördlich von Washington nahe bei einem Bach ein leerstehendes Häuschen samt Scheune und Gartenland und begannen zu bauern. Das Landleben sagte uns zu. Die Kinder genossen die

Freiheit, und wir kauften unsere erste Ziege, eine alte Geiß mit mächtigen Hörnern, die sie leider so tüchtig gebrauchte, daß der Veterinär sie schließlich absägen mußte, nachdem sie unser Büblein zu Boden geworfen und arg vermöbelt hatte.

Im Herbst hatte ich an einem religionsphilosophischen Buch zu schreiben angefangen. Dieses wurde aber nie fertig: im November kamen unsere Zwillingen, einen Monat zu früh, auf die Welt. Es gab mehr als ausreichende Beschäftigung, da meine Frau doch nebenbei auch kochen mußte und ich alle paar Tage im kalten Winterwind 120 Windeln auszuhängen und wieder einzubringen hatte.

Nach Kriegsende lud mich ein früherer Kollege, Präsident des Marietta College of Liberal Arts im südöstlichen Ohio, ein, ihm bei der Reorganisation dieser angesehenen Schule als Vollprofessor beizustehen. Ich sagte zu. Da wir aber nicht in der Kleinstadt Marietta wohnen wollten, kauften wir das ein-

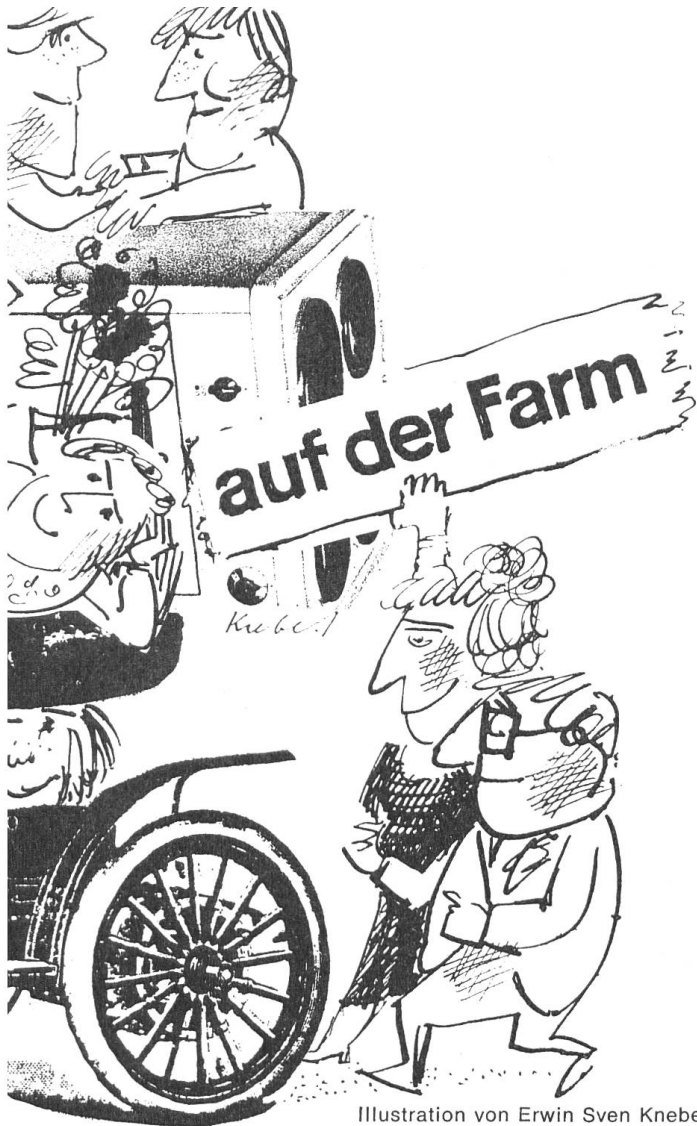


Illustration von Erwin Sven Knebel

zige gut gebaute große Haus, das in der Gegend zu haben war. Es stand weit außerhalb der Stadt auf einem Hügel über dem sogenannten «Entenbach». Wir hatten etwas Umschwung gewünscht – nun gehörten aber zu dem Haus 55 Hektaren, eine riesige Scheune, ein Roßstall, ein Speicher und verschiedene Hühnerhäuser!

Der Umzug von Maryland nach Ohio ereignete sich am 1. August, am vierten Geburtstag unseres einzigen Sohnes Felix. Die Möbel waren zuvor verladen und auf der Straße befördert worden, ebenso meine Bibliothek, die während Jahren zum großen Teil in Kisten in der Garage gelegen hatte. Am Umzugstag erschienen schon bei Morgengrauen die zwei Söhne des benachbarten Bauern mit einem Lastwagen. Auf diesen luden wir nun den Kühlschrank, den elektrischen Kochherd und die für die Nacht zurückbehaltenen Matratzen, dazu Transportkäfige mit zwei Dutzend Hühnern, ferner fünf Ziegen, drei Hunde, eine Katze mit Jungen ... Zuletzt hatte ich

noch einen alten Stuhl ohne Lehne oben draufgebunden, der dann für zwei Tage in Ohio unser einziges Möbelstück war und als Eßtisch diente, weil der Möbelwagen wegen einer Panne stark verspätet eintraf. Die Fahrt in den Westen führte über fünfhundert Kilometer bergauf und bergab durch die Allegheny-Berge, der Motor lief heiß, aber schließlich kamen wir nach vierundzwanzig Stunden mit dem nötigsten Gepäck und Frau, Schwiegermutter, der siebenjährigen Ursula, dem vierjährigen Felix, den zweijährigen Zwillingen Moira und Vreneli und der sechswöchigen Rebecca an.

Als nach zwei Tagen der Möbelwagen folgte, konnten wir uns einrichten. Der frühere Eigentümer, ein tüchtiger alter Farmer, war während zwanzig Jahren Schulmeister gewesen am Entenbach, bis man ihm seine kleine Schule von zwanzig Schülern geschlossen hatte. Die Konzentration der Schulen war im ganzen Land Mode geworden. Statt daß die Kinder zu Fuß zur Schule gehen und zum Mittagessen heimkommen konnten, werden sie nun überall schon eine oder zwei Stunden vor Schulbeginn von einem Auto-bus abgeholt und kommen erst abends wieder heim. Es ist schon wahr, daß größere Schuleinheiten, besonders auf der Sekundarschulstufe, rationeller arbeiten können mit Fachlehrern – aber die Schulzusammenlegung bedeutete doch einen Verlust an Menschlichkeit.

### Mit Kälbern geht es nicht

Das Schulhäuschen ennet dem Bach war schon vor Jahren abgerissen worden. Aber talauf und talab rühmte man noch immer, was für ein guter Lehrer unser Vorgänger gewesen sei, besonders im Rechnen. Das hatte er sicher los gehabt, denn während des Vierteljahrhunderts, das er mit seiner Frau und drei strammen Söhnen auf der Farm verlebte, hatte er nie die ihm sicher nicht mangelnden zwanzig Dollar ausgegeben für eine elektrische Wasserpumpe. Seine Frau mußte jeden Liter aus dem Sodbrunnen heraufpumpen. Wir ließen nun ein Bad und zwei Aborte installieren sowie fließendes kaltes und warmes Wasser. Einer der Arbeiter sagte zu einem neugierig dabeistehenden Nachbarn: «Ja, der (er meinte mich) macht es ihr, der Missus, bequem!»

Im großen Garten fanden wir noch reichlich Gemüse, und am Hang oben hatte der Vorgänger einen ergiebigen Blätz Melonen angelegt. Das dritte Emd

und im Herbst den Mais, hierzuland Korn genannt, erntete uns auf Halbpast ein Nachbar mit seinen zwei eben der Schule entwachsenen Söhnen. Damals wurden die zwei bis drei Meter hohen Maisstengel noch von Hand abgehauen und dann in indianerzeltförmige «shocks» zusammengestellt, in denen man die Maiskolben einen Monat trocknen ließ, bevor man sie herausbrach und entblätterte. Die Stengel und Blätter wurden dem Vieh verfüttert, und die Maiskolben bekamen die Säue und Hühner. Wir haben die Zeit der gar ermüdenden landwirtschaftlichen Handarbeit noch erlebt!

Weil Geißen so saubere, freundliche und gelehrige Tiere sind, wollten wir uns nach und nach eine Nebeneinkunft aus Geißmilch schaffen. Schliesslich hatten wir fünfzig Tiere auf der Weide, zwanzig davon zum Melken, morgens und abends um sechs Uhr. In der Schweiz fände man es seltsam, wenn ein Philosophieprofessor, bevor er aufs Katheder steigt, am Morgen in der Stadt herumfahren und da und dort einen Liter Geißmilch abliefern würde. Es ist auch in Amerika nicht eben üblich, wird einem aber durchaus nicht als Marotte angekreidet. Meine Studenten fanden es flott, daß ihr Metaphysiker so nebenbei auch Farmer und Maurer und Zimmermann war.

Aber mit der Geißmilch ging es nicht. Die meisten Amerikaner glauben steif und fest, sie müsse stinken wie ein Bock. Sie wissen nicht, daß Geißböcke nur in der Brunst einen Geruch haben, und daß Geißen im Frühling sich vollfressen können mit wilden Zwiebelstengeln, ohne daß die Milch den geringsten Geruch annimmt, während Kuhmilch im Fall solch kulinarischer Extravaganzen der Produzentin stark nach Zwiebeln riecht.

Ich verlegte mich deshalb auf Kälber, die ich im Frühling für fünf oder zehn Dollar kaufen konnte als bloß wochenalte Tiere und die wir mit Trockenmilch aufzogen. Entwöhnt kamen sie auf die Weide, und den Winter über fütterten wir sie im Stall mit unserem Heu. Nach einem zweiten Weidesommer konnten wir sie für 160 oder 180 Dollar verkaufen. Aber auch dieses Geschäft ging bachab, denn plötzlich fielen die Viehpreise auf die Hälfte. – Wir blieben Selbstversorger, zu mehr reichte es nicht!

## Venedig in den Abruzzen

Unsere amerikanischen Bekannten mochten sich ent-

setzen darüber, daß unsere Kinder keinen der üblichen «Mannschaftssports» treiben konnten. Uns war es genug, daß sie gut zu Fuß waren, im Wasser daheim wie Frösche und sich auch auf dem Pferd sicher fühlten, sogar ohne Sattel.

Im September beginnt in Amerika das Schuljahr. Die beiden Ältesten mußten in die Dorfschule. Wir fanden bald, daß der Unterricht bedenklich schwach und das Schulprogramm völlig ungenügend sei. Das Gesetz schreibt zwölf Jahre Schule vor. Aber nach dieser langen Zeit hätten unsere Kinder das Englische bestenfalls sehr mittelmäßig beherrscht und kein einziges Wort einer andern Sprache gelernt. Sie hätten verständnislos und routinemäßig einige einfachste Gleichungen lösen können und ein paar auswendig gelernte, aber nie verstandene sogenannte «Beweise der Geometrie» hergeleiert. Sie hätten ohne Weltweite ein wenig amerikanische Geschichte gelernt, aber kaum die größten Flüsse und Bergketten auf eine leere Karte einzeichnen können, nicht zu reden von der Lage der 48 Staaten, obwohl man ihnen eingetrichtert hätte, was einige dieser Staaten produzieren. Sie hätten im elften oder zwölften Schuljahr angeblich Weltgeschichte getrieben, aber davon so wenig behalten wie die meisten meiner Hochschulstudenten, denen es nicht schwer fällt, das Römische Imperium mit dem mittelalterlichen Kaiserreich zu verwechseln, Venedig in den Abruzzen zu suchen, Rom als Hafenstadt zu betrachten und, wie sehr viele Amerikaner, Schweden und die Schweiz zu verwechseln. In den Naturwissenschaften hätten sie gedächtnismäßig dies und jenes aufgeschnappt, aber keine systematische Einteilung bekommen. Man hätte ihnen jedoch sicher beigebracht, wie man ein Schwein oder ein Kalb erstklassig aufzieht. Mit einer solchen Vorbildung wären sie laut Gesetz von Ohio unweigerlich in eine der fünf staatlichen Universitäten aufgenommen worden, die aus den Steuern der neun Millionen Einwohner unterhalten werden. Und sie wären höchstwahrscheinlich auch schon zu Weihnachten wieder herausgeflogen. Noch 1962 schickte die eine Staatsuniversität in der Hauptstadt Columbus nicht weniger als 2000 erstsemestrige «Studenten» wieder heim!

Uns war es nicht in erster Linie um das Universitätsstudium zu tun, obwohl heute drei von unseren Sechsen den Bachelor of Arts bereits haben und die andern drei daran sind, ihn zu erwerben. Was uns abschreckte, war das beinahe unvermeidliche Faulenzen-



lernen, dem intelligente Kinder in den damaligen öffentlichen Schulen unterworfen waren, wo die Unfähigsten das Tempo angaben. Nur in ganz wenigen großen Städten gab es ein paar Mittelschulen, die einen Vergleich aushielten mit dem schweizerischen Gymnasium. Heutzutage sieht man allerdings ein, wie nötig ein guter Schulsack ist, und vielerorts bemüht man sich redlich, die Schulen zu verbessern. Das konnten wir aber nicht voraussehen, und wir konnten auch nicht darauf warten. Wir mußten selber etwas tun.

In Maryland hatte des langen Schulwegs wegen meine Frau die beiden Ältesten noch ein Jahr lang zu Hause unterrichtet. Am Kochherd stehend übte sie Rechnen mit ihnen, und während sie nähte, ließ sie die beiden lesen. Französisch konnte sie zwischen hinein einmal mit ihnen trainieren. Weil Maryland zum Süden gehört, war dort solcher Hausunterricht erlaubt, denn in den Südstaaten war es vor dem Bürgerkrieg und auch noch später üblich, die Kinder eines Großgrundbesitzers zusammen mit denen einiger Nachbarn von einem Privatlehrer unterrichten zu lassen. Hier in Ohio aber herrschten demokratischere Grundsätze – mit denen ich an sich einig ging, wenn sie besser verwirklicht worden wären. Aber so konnte ich nicht mitmachen.

## **Tore öffnen sich**

Ich fragte einen Oberlehrer, mit dem ich gut bekannt war, auf welcher gesetzlichen Basis man in Ohio eine Schule anfangen könne. Er schlug die Erlasse nach und fand, es gebe kein Gesetz für Privatschulen. Nur für ein College brauche man den Beschluß der gesetzgebenden Versammlung des Staates. Wir sollten also einfach anfangen! Und im Herbst 1947 öffnete deshalb dann die Marti Farm Home School «ihre Tore» – im vormaligen Nähzimmer meiner Frau. Lehrerin: meine Frau; Schüler: unsere drei Ältesten, dazu zwei Mädchen im Alter der unsrigen und ein Knabe, Altersgenosse von Felix.

Fast alle unsere Schüler fanden wir durch die Monatszeitschriften. Diese haben in ihrem Redaktionsstab meist einen oder mehrere Erziehungsberater, erfahrene, gewiegte und leutselige Männer und Frauen, die sich ernstlich bemühen, besorgten Eltern zur richtigen Schule für ihr Kind zu verhelfen. Ich schrieb durch diese Vermittlungsstellen zahllose Briefe, und gewöhnlich leuchteten dem Vater dann die Vorteile dessen, was wir boten, ein: körperliche

Arbeit in Garten, Stall und Feld, ein ernsthaftes Lernen in der Schule, dazu das richtige Familienleben. Die Mütter bemängelten manchmal das alte, aber trotzdem schöne Haus, den Teich, den Stallgeruch: wir hatten ja kein gemauertes Schwimmbad und keinen Tennisplatz!

Fast ausnahmslos waren allerdings unsere Schüler sehr glücklich bei uns und fanden das Landleben großartig. Nicht ohne Verwunderung bemerkten wir, daß die Gegenwart von Tieren, kleinen und großen, den meisten Kindern das Gefühl gibt, wirklich daheim zu sein. Tiere beobachten, tätscheln, füttern und tränken erweitert die menschliche Familie und bringt das Kind der Schöpfung näher. Das Gefühl der Zugehörigkeit und der eigenen Brauchbarkeit half den Kindern oft, sich auch in der Schularbeit verantwortlich zu erweisen.

## **Kubikmeterpreis: 20 Dollar**

Auf unserem «Berglihof» hatten wir nie mehr als ein Dutzend Schüler. Sie kamen aus Cleveland, Detroit, Pittsburgh, und von so weit her wie aus Long Island bei New York und New Mexico. Mit Sechsen fingen wir an. Als es mehr wurden, brauchten wir zwei Schulzimmer. Wir bauten also den Oberstock des Speichers aus, wußten aber natürlich, daß die staatlichen Baugesetze für eine Schule andere Räumlichkeiten vorschrieben und daß der Speicher nur ein Notbehelf war.

So zeichnete ich Pläne für ein richtiges Schulhaus und ging damit nach Columbus zur staatlichen Begutachtung. Unser Haushügel fiel nach Norden steil ab. Zwanzig Meter vom Haus weg, hart am oberen Rand des Steilabfalls, begannen wir nun zu graben, schön im Rechteck. Das Schulhaus sollte ein währschaftes Fundament haben. Wir hoben einen meter-tiefen Graben aus mit senkrechten Wänden und füllten ihn mit großen Feldsteinen, um Zement zu sparen. Dann mieteten wir einen Zementmischer und machten einen ordentlich flüssigen Betonbrei, den wir zwischen die Steine gossen und oben horizontal abstrichen. Auf dieses Fundament kamen zwei Lagen fertig gekaufter Zementblöcke.

Soweit ging alles mit Hilfe unserer Schüler und des Knechtes. Nun aber mußte der Boden gegossen werden über eine dicke Lage kleinerer Feldsteine. Zu einer solchen Arbeit erbittet man die Hilfe der Nachbarn: ein Nachbar füllte also den Zementmischer,

ein anderer karrte die Mischung heran, und unser drei strichen sie mit einem fünf Meter langen Brett glatt. Leider wußte ich noch nicht, daß Zementbrei, wenn er zähflüssig ist, ein zu dünnes Brett in der Mitte hochdrückt und so, nach dem Erhärten, einen Buckel bildet. Dies führte dann zu manch unerwarteter Arbeit beim Zurechtschneiden der Querhölzer für den Bretterboden.

Die Mauern unseres Schulhauses wurden aus Hohlziegeln gemauert. Diese ließ ich hundert Kilometer weit her kommen aus der nächsten Ziegelei, garantiert drittklassige Ziegel mit nur einer guten Seite, welche wir nach außen legten, denn innen würde ohnehin getüncht werden. Der Knecht besorgte das meiste Aufmauern, nach und nach, wenn eben nichts anderes zu tun war. Er bildete sich allerdings ein, er könne es ohne Richtschnur, und als ich einmal vom College heimkam, stand ein Mauerstück ganz krumm! Zum Glück war der Mörtel noch nicht hart, und ein Fußtritt genügte, um das Unding wieder umzulegen. Der Knecht wurde wild, aber ich auch. Bis dann die Fenster, Balken und so weiter eingemauert und das Ganze unter einem Flachdach war, mußten wir noch einige Male auf die Zähne beißen.

Aber schließlich hatten wir ein Schulhaus mit zwei Zimmern, zu je fünf auf fünf Meter. Um hie und da für eine Feier oder eine Tanzete auch einen großen Raum bilden zu können, ließ ich den Schweißer einen riesigen Eisenrahmen zusammenstellen, der auf Scharnieren umgeschwungen werden konnte und so als Türe die Zwischenwand bildete. Daran kamen die grüngestrichenen Wandtafeln.

Das ganze kleine Schulhaus kostete schließlich 3000 Dollar, oder 20 Dollar je Kubikmeter, im Verhältnis zu meinem damaligen Salär von 4000 Dollar keine Riesenausgabe.

### Was heisst «ungenügend»?

1953 trat auch ich als Lehrer in die eigene Schule ein. Der allen unpraktischen Fächern abgeneigte neue Präsident des Marietta College hatte nämlich den Philosophischen Lehrstuhl eines Tages einfach abgeschafft! Und damit begann in Sachen Finanzen eine etwas härtere Zeit. Dank der Tüchtigkeit meiner Frau kamen wir jedoch um das Schuldenmachen herum. Sie schniderte alle Kleider für sich und die Kinder selber, abgesehen vom Kauf eines Anzuges für unsern Sohn, und der Garten lieferte billig Gemüse

und Beeren. Schon im Mai fing meine Frau an mit Sterilisieren, und wenn sie im Hochsommer auf 1200 Liter gekommen war, hörte sie auf zu zählen, fuhr aber fort und türmte Glas auf Glas.

Für die langen Ferien von Juni bis Anfang September schrieben wir jeweils einen «Sommer auf der Farm» aus. Nicht etwa ein «Camp», eine Art von Kasernenorganisation in einem Wald, wo amerikanische Kinder gewöhnlich etwa zwei Wochen oder einen Monat zubringen unter ständiger Aufsicht und mit einer Stunde für Stunde geplanten Tagesordnung. Bei uns genossen die Kinder wirklich die volle Freiheit des Landlebens. Selbstverständlich hatten auch wir eine Hausordnung mit Essenszeiten, und jedes mußte regelmäßig im Garten helfen. Im übrigen waren sie frei für Streifzüge in unsern Hügeln, Indianerlis, Hüttenbauen, und zu massvollem Gebrauch standen auch die Reitpferde zur Verfügung. Der Wochenpreis war 25 Dollar, und das brachte uns finanziell durch den Sommer.

Einem Sechzehnjährigen aus New York, der zwei Sommermonate bei uns zubrachte, gefiel es so gut, daß er auch für die Schule bleiben wollte. Aber sein Vater entschied, er beende besser die Mittelschule in New York, obwohl er dort trotz seiner Intelligenz immer sehr wenig gegläntzt hatte. Er war ein offener und charmanter Junge. Ende Januar telephonierte der Vater dann, der Bub sei nun doch herausgeworfen worden wegen «ungenügender» Leistung. Was nun? «Nun setzen Sie ihn in den nächsten Autobus», sagte ich, und der Bub kam für anderthalb Jahre zu uns. In allen Fächern war er unglaublich zurück. Unser Felix interessierte sich immer für Geschichte, und obwohl dieser Charles älter war, wurde er angesteckt. Besonders das Altertum tat es ihm an. Im Herbst kam er einmal aus der Stadt heim und brachte wahrhaftig eine englische Ilias mit!

Als Charles von uns wegging, schrieben wir einem kleinen College, hier sei ein Achtzehnjähriger, der keine Aufnahmeprüfung bestehen könnte, aber bei uns arbeiten gelernt habe und nun seinem Geschichtsinteresse frönen wolle. Daraufhin nahm ihn das College auf Probezeit an, und er bestand diese vorzüglich. Charles fing an, Griechisch zu lernen und nach einem Jahr hatte er alles gute Noten. Nach zwei Jahren stand er auf der Ehrenliste des Dekans, und nach drei wurde er Redaktor der Collegezeitung und Leiter der Collegeradiostation. Jetzt unterrichtet er Geschichte in der Nähe von Washington, wird

dort bald seinen Dokortitel erwerben und ist verheiratet!

Ein besonders dankbarer Schüler war auch jener Koreaner, dessen Eltern von den Kommunisten erschossen worden waren, während er zufällig bei einem Onkel auf Besuch weilte. Zu diesem durfte er darauf nicht mehr aus Furcht, der Onkel selber würde liquidiert und er mit ihm. Er wagte auch nicht, sich bei anderen verfeimten Verwandten zu zeigen und wurde so zu einem der kleinen Verwahrlosten, die ihre Nahrung auf Abfallhaufen zusammenstahlen. Schließlich schloß er sich einer amerikanischen Batterie an, deren Hauptmann ihn adoptierte und nach Amerika brachte, in unsere Schule. Sein rudimentäres Englisch klang oft sehr merkwürdig, da er Artikel überflüssig fand und Verben nur im Infinitiv gebrauchte. Was der Vierzehnjährige bei uns vor allem fand, war das lang vermißte Heim.

### Auszug aus dem Bergwerk

Unsere letzten paar Jahre im Entenbachtal brachten uns dann noch den Tagbau von dicken horizontalen Kohlenflözen zwischen dem Kalkgestein: Man nehme eine Landkarte mit Niveaukurven und färbe das Band zwischen zwei Kurven schwarz – dann hat man ein Bild, wie sich die Flöze um die Hügel herumwinden, gewöhnlich mit nur einem oder zwei Fuß Erde darüber. Oberhalb der Flöze liegt ansteigendes Gestein, aber wenn dessen Gefälle nicht zu steil ist, so braucht man nicht allzu viel Fels abzuheben, um das Flöz in breitem Band freizulegen.

So kamen denn eines Tages gewaltige Bagger, bisßen auf einmal mehrere Kubikmeter der «Decke» aus Gestein und Erde weg, ließen das Material den Hang hinunter kollern und legten das fuß- bis meterdicke Flöz frei, so daß die Kohle direkt in die Camions gebaggert werden konnte. Dem Hügelzug entlang, wo die Kohle gelegen hatte, blieb ein breiter Graben, und darin laugte dann das Regenwasser schweflige Schichten aus, und, wenn es überfloß, tötete es unten am Hang die Vegetation ab. Die einstigen Weidehänge waren nun übersät mit Felsbrocken, teilweise unter Schutt begraben, und die von den Baggern ausgerissenen Bäume lagen herum. Das Land sah aus, wie wenn es unter schwerstem Artilleriefeuer gestanden hätte.

Das Gesetz schreibt zwar Wiederinstandstellung vor, aber die Kohlegesellschaften lassen gerne das

Geld fahren, das sie dem Staat als Sicherheit hinterlegen mußten, denn es würde sehr viel mehr kosten, das Land wieder in einen landwirtschaftlich brauchbaren Zustand zurückzuverwandeln. Manchmal pflanzt eine Gesellschaft etwas Wald an, besonders, wenn sie das Land gekauft hat, statt es nur für die Kohleausbeutung zu mieten. Akazien gedeihen rasch auf dem Schuttgelände, und ich kenne Strecken, wo man den jungen Akaziendickichten kaum ansieht, was darunter verborgen ist.

Aber im Entenbachtal lag alles noch roh zutage. Die schöne Landschaft war ein wichtiger Beweggrund gewesen, daß Schüler zu uns gekommen waren. Nun gab die Verschandelung den letzten Anstoß zu einer Verlegung der Schule. Auch war uns das Internat doch allmählich zuviel geworden, denn unser Tagewerk dauerte von sechs Uhr morgens mit Stalldienst bis elf Uhr nachts mit Aufgabenberatung. Nach reiflicher Überlegung entschlossen wir uns 1955, den Berglihof zu verkaufen und anderswo eine Tageschule anzufangen.

Die Suche nach einem geeigneten Platz war lang und führte schriftlich bis Colorado und Kalifornien. Kurz nach Neujahr setzte mich ein ehemaliger Student in Verbindung mit einer interessierten Elterngruppe in Dayton, und im Vorfrühling beschlossen wir, uns in der Nähe dieser rasch wachsenden Industriestadt, die fast so groß ist wie Zürich, neu anzusiedeln. Mit dem Darlehen eines Freundes und einer Bezahlung meiner Lebensversicherung leisteten wir eine Anzahlung auf einen uns günstig scheinenden Sitz, eine Hügelkuppe von etwas über drei Hektaren mit einem gut gebauten heimeligen Haus von vierzehn Zimmern und einem alten Farmhäuschen unten am Hang, das wir selber rasch in ein vierzimmriges Schulhäuschen umgestalteten. Hernach erst verkauften wir den Berglihof mit einem ordentlichen Verlust an einen nichtsnutzigen Pintenwirt, der nebenbei eine Benzinstation betrieb.

Im September begann der Schulbetrieb mit unseren vier Jüngsten und elf anderen Schülern. Nach wenigen Jahren war das ehemalige Farmhäuschen mit 40 Schülern überfüllt! Da schon kurz nach unserer Ankunft die Schule als «non-profit corporation» unter einem Aufsichtsrat organisiert worden war, beschloß nun dieser, Geld aufzutreiben für ein größeres Schulhaus. Wir schenkten der Stiftung eine halbe Hektare Land an der Südostecke des Grundstückes, und die Korporation kaufte von einem Unternehmer

aus Oklahoma ein vorfabriziertes Gebäude, das nun Stück für Stück zu uns transportiert und in drei Tagen zusammengesetzt wurde. Bald konnten wir die neue Schule beziehen, mit einer kleinen Bibliothek, vier Schulzimmern und einer großen Studierhalle.

Die Schule entwickelte sich von oben nach unten: Als wir nach Dayton kamen, hatten wir fast nur Schüler vom neunten bis zwölften Schuljahr; nach einiger Zeit fingen wir dann mit einer ersten Elementarklasse an, die mündlichen Französischunterricht erhielt.

Unser Lehrplan betonte Sprachen, Mathematik und Geschichte. Aber die sehr ungleiche und oft spärliche Vorbildung erlaubte es uns nie, durchgreifend vorzugehen. Es war immer Reparaturarbeit zu leisten. Zwar nahmen wir nur Schüler auf mit für die Gymnasialstufe genügender Intelligenz. Aber die Mehrzahl hatte vorerst mancherlei Löcher auszufüllen und vor allem die zur Gewohnheit gewordene Faulheit zu überwinden.

### **Dank dem Sputnik**

Nur etwa ein Viertel unserer Schüler hat ungefähr das erreicht, was wir uns als Lehrziel vorgestellt hatten: gute sprachliche Vorbildung, mathematisches Verständnis, erkleckliche Geschichtskennntnis. Geschichte war eines meiner Fächer. Ich fing einfach einmal an mit den alten Ägyptern und kam wohl im ersten Jahr bis zu Alexander. Im zweiten Jahr ging es über Rom ins Mittelalter, im dritten von 1400 bis 1815, und das vierte Jahr, das wir für alle obligatorisch machten, befaßte sich mit den letzten hundertfünfzig Jahren. Unsere besten Schüler traten in ihrem neunten Schuljahr in den vierjährigen Kurs und erhielten so eine ordentliche Übersicht westlicher Geschichte, gleichgültig, wo sie anfangen im Zyklus. Gerne brachte ich auch wissenschaftliche und religiöse Ideen hinein und ziemlich viel Kunstgeschichte.

Mein Ziel, in der Mathematik bis zur Differentialrechnung vorzudringen, wurde nie erreicht, einfach weil die Primarschulen hier das Rechnen als tote Routine treiben und in Algebra und Geometrie das Gedächtnis an Stelle des Denkens treten lassen. So mußte man leider immer wieder aufs Elementarste zurückgehen.

Am weitesten sind wir aber wohl mit den Sprachen gekommen. Das Jahr 1957 mit dem ersten russischen Sputnik hatte für die öffentlichen Schulen Amerikas ziemlich plötzliche Folgen: Mathematik und Physik

wurden ausgebaut, aber auch der Fremdsprachenunterricht wurde kräftig aktiviert. Sogar Russisch selbst ist fakultatives Mittelschulfach geworden! Und auch auf die westeuropäischen Sprachen wird mehr Gewicht gelegt. Mein Ideal war es, wenigstens dahin zu gelangen, daß alle unsere Schüler ein anständiges Englisch lernten und dazu zwei andere Sprachen fließend läsen. Selten genug wurde es erreicht!

Unsere Schülerzahl wuchs jedes Jahr um 15 bis 20 Prozent. Schließlich hatten wir kleine Klassen auf allen zwölf Jahrestufen mit vierzehn Lehrern. Da sich seit dem Zweiten Weltkrieg die Lehrersaläre verdoppelt haben, und zwar alle – vom Kindergarten bis in die Universität – konnten wir unseren Lehrern bestenfalls 80 Prozent dessen bieten, was sie im öffentlichen Schuldienst hätten verdienen können. Aber an einer öffentlichen Mittelschule sieht der Fachlehrer während jeder seiner vier bis fünf täglichen Stunden je dreißig bis vierzig Schüler sich in sein Klassenzimmer drängen, hat es also jeden Tag mit 150 bis 200 Schülern zu tun. Bei uns waren es nur ein paar Dutzend, die er genau kennenlernen und mit guten Aussichten lehren konnte.

Unsere Lehrer und Lehrerinnen waren ihrer Sache treu ergeben. Und die nicht Vollamtlichen lehrten mehr um der Sache als des Geldes willen. Während einiger Jahre gab die Frau eines Arztes einen ausgezeichneten Biologieunterricht; sie hatte Biologie als Hauptfach studiert und sich auf die Illustration medizinischer Bücher spezialisiert. Ein anglikanischer Pfarrer erteilte gründlichen Lateinunterricht, und eine gebürtige Deutsche und ein Mexikaner lehrten Deutsch und Spanisch.

Als ich 1959 fünfundsechzig wurde, übernahm meine Frau die Schulleitung, damit ich als pensioniert die staatliche Altersrente bekommen konnte, was den Familienfinanzen etwas nachhalf. Ich lehrte natürlich gratis weiter an unserer Schule. Aber auf Herbst 1963 wurde mir eine philosophische Gastprofessur am Hiram College bei Cleveland angeboten. So bin ich glücklich wieder in dem Gebiet, in das ich gehöre.

Seit Jahren beschäftigte sich unser Aufsichtsrat auch mit der Frage der Nachfolge meiner Frau. Nun hat der ehemalige Vizedirektor einer großen Privatschule bei Chicago die Schulleitung übernommen. Es ist nicht mehr unsere Schule, der Name hat geändert – aber der Geist weht weiter, wenn er will. Alt und gebrechlich sind wir bei unserer schönen Lebensaufgabe nicht geworden.